

leuchtete. Im linken Winkel war ein ruhiger Herd, um den drei Stühle und ein Hocker herumstanden. In der anderen Ecke hingen Kleider an der Wand, Hüte, Gewehre, Lasso, Felle, Satteltaschen, Raumzeug, Pfannen und Stiefel. Alles bunt durcheinander. An der Wand gegenüber der Eingangstür befand sich noch einmal eine Tür, und dort stand auch noch eine große geschlossene Kiste.

Mehr war nicht zu sehen. Das heißt, es stand noch ein Mann mitten in diesem gemütlichen Zimmer. Er war genau so salopp gekleidet wie die beiden anderen Männer und mochte dreißig Jahre alt sein. Er unterschied sich lediglich dadurch von seinen Kameraden, daß er ein gut Teil intelligenter ausah. Im übrigen hatte er eine geradezu prächtige Gestalt.

Myrna Bent hatte sich den Besitzer dieser romantischen Hütte ganz anders vorgestellt, aber trotzdem wußte sie, daß dieser schlanke hochgewachsene Mann Terry Could war. Und sie hatte recht.

Er stand breitbeinig da, drehte sich eine Zigarette und sah mit einem ziemlich gleichgültigen Blick auf Myrna.

Aber dann trat der junge Bandit hinter ihr vor und berichtete kurz. „Da ist sie!“ sagte er, und dabei strahlte er.

„So“, machte Terry Could und sah Myrna mit einem trügen Blick von oben bis unten an. „So!“ Dann drehte er sich um, nahm eine alte zerlesene Zeitung aus der Schublade und setzte sich auf die Kiste, wo er zu lesen begann.

Myrna war erstaunt. Etwas Derartiges war ihr denn doch noch nicht begegnet. Genau so verwundert wie sie selbst war aber auch der junge Bandit, der sie hergebracht hatte, denn er stand immer noch am selben Fleck und starrte auf den lesenden Terry Could. Nach fünf Minuten wurde es aber Myrna zu bunt, und sie sagte mit einer hellen schnippischen Stimme:

„Hier bin ich, haben Sie das nicht gehört? Was soll ich nun?“

Terry Could sah auf. Er blickte völlig ernsthaft drein. „Ja“, sagte er, „das weiß ich selbst nicht.“ Und zu dem jungen Banditen gewandt, fuhr er fort: „Was soll ich mit ihr, Ted?“

Ted schluckte. Er hatte einen roten Kopf bekommen und brauchte eine Weile, bis er ein Wort herausbrachte. Dann stotterte er:

„Wir sollten, wir sollten doch dauernd mal ein Mädel heranschaffen wegen dem Kuchen!“

Terry Could stand auf und faltete seine alte Zeitung zusammen. „Ach so“, machte er, „na ja, allerdings, ein Mädel. Das habe ich ganz vergessen. Ist das nun ein Mädel?“ Er sah Myrna wieder an, die in lässiger Haltung mit ihrem Reitanzug vor der Tür stand und wütend war. Solche Idioten waren ihr denn doch noch nicht vorgekommen. Schleppte man sie da mitten in der Nacht vom Weg ab in ein einsames Haus, und dann wußten die Kerle noch nicht einmal warum. Diesem Terry Could traute man in Mortonhill zu, daß er Vieh stahl. Nein, das glaubte sie nicht. Dazu war er sicher viel zu dumm.

„Wie heißen Sie?“ wurde sie nun gefragt. Sie stand genau zwei Meter von Terry Could, der einen guten Kopf größer war als sie selbst, obwohl sie wirklich nicht klein war. Myrna

gab keine Antwort. Was ging diesen langen Kerl ihr Name an.

Terry Could verzog seinen Mund. „Siehst du“, sagte er zu Ted, „das dachte ich mir doch gleich. Das ist ja gar kein Mädel. Das ist eine dumme Gans, die nicht mal weiß, wie sie heißt.“ Damit drehte er sich gelassen um, nahm die Zeitung wieder vom Tisch und hockte sich von neuem auf die Kiste. Ted stand mit offenem Mund.

Das war zuviel für Myrna. Wenn sie noch ihren Revolver gehabt hätte, würde sie den Mann auf der Kiste erschossen haben. Der Bandit neben ihr stand nur einen Schritt entfernt. Blitschnell handelte sie, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen. Nur getrieben von ihrem Ärger, riß sie Ted den Revolver aus dem Gürtel und schoß.

Der peitschende Knall und der Rauch, der den Raum erfüllte, ließ sie aber sofort darauf erschrecken. Wozu hatte sie sich hinreißen lassen! Auf einen nichtsahnenden Mann zu schießen. Was war in sie gefahren. Der Revolver entglitt ihrer zitternden Hand.

Aber Terry Could war nichts geschehen. Er hockte immer noch auf der Kiste und sagte nur trocken: „Das können Sie noch nicht. Das müssen Sie erst richtig lernen. Sie haben das Ding um zwanzig Zentimeter zu hoch gehalten.“

Hinter Myrna wurde die Tür aufgerissen, und herein stürmte der alte Bandit mit dem dicken Bauch, der die Pferde versorgt hatte. Er war ganz bleich. „Verfault“, keuchte er, „was ist hier los?“

Ted beruhigte ihn jedoch, während er die Tür verschloß.

„Gar nichts ist los“, sagte er, „sie wollte uns nur erschrecken.“ Er machte eine spöttische Kopfbewegung zu Myrna hinüber.

„Ah“, schnaufte der Dicke. „Ich dachte schon, einen Toten zu finden.“

Myrna faßte sich langsam wieder. Sie stand immer noch am selben Fleck, während Terry Could wieder in seiner Zeitung las und die beiden anderen Banditen neben ihr nicht recht wußten, was sie tun sollten.

Eine lächerliche Situation, fand Myrna. Lange würde sie das nicht mehr mit ansehen. Sie sagte deshalb herrisch:

„Wenn Sie meinen Namen wissen wollen — ich heiße Myrna Bent. Ich bin Sheriff Bents Tochter.“

„Ah, sehr liebenswürdig“, höhnte Terry Could, ohne aufzusehen, so daß die Röte in Myrnas Wangen stieg.

„Wenn Sie nicht wissen, was Sie mit mir anfangen sollen, und wenn ich in Ihren Augen nicht das bin, was Sie brauchen, dann kann ich ja wohl gehen“, fuhr sie mit erregter, leidenschaftlicher Stimme fort, ohne auf seine spöttische Bemerkung zu achten.

Nun sah Terry Could auf. Er lächelte etwas und faltete seine Zeitung umständlich zusammen. „Ach“, meinte er, „wenn Sie nun schon da sind, dann bleiben Sie nur. Wir können es ja mal mit Ihnen versuchen.“ Er stand auf. „Erzählt mir mal, was sie soll“, sagte er zu den beiden anderen Männern, und damit ging er, ohne auch nur noch einmal Myrna anzusehen, durch die rückwärtige Tür in ein angrenzendes Gemach, vermutlich den Schlafraum der Hütte.

Myrna seufzte. Zuerst, als sie mit den zwei Banditen durch den dunk-

len Wald geritten war, hatte sie Angst gehabt. Aber jetzt war nur noch Ärger in ihr. Wütend gab sie Teds Revolver, der noch auf dem Boden lag, einen Fußtritt, daß er durch den Raum flog. Dann machte sie zwei lange Schritte zu dem ruhigen Herd hinüber und setzte sich energisch auf einen krachenden Stuhl.

„Na, los dann“, sagte sie und lehnte sich zurück, daß der Stuhl nur noch auf zwei Beinen stand. „erzählt mal, wie euer fabelhafter Herr befohlen hat. Wie heißt er übrigens? Er hat sich mir nicht vorgestellt. Ich nehme an, daß er Terry Could ist — der berühmte Mustangjäger.“

Ted brummte, und der Alte lächelte belustigt. „Das ist es, jawohl“, bestätigte er. „Sie müssen übrigens entschuldigen — wenn wir gewußt hätten, daß Sie aus Mortonhill sind, hätten wir Sie nicht belästigt. Mortonhill liegt uns zu nahe, als daß wir dort Scherereien bekommen möchten.“

„Ich würde es euch auch nicht raten“, antwortete Myrna und begann auf dem Stuhl zu schaukeln. „Wenn ich nämlich will, dann könnt ihr zusammenpacken hier. Dann jagt euch mein Vater zum Teufel, und ganz Mortonhill kauft euch keine Pferde mehr ab.“

Aber diese Kerle hier waren über die Vorgänge in Mortonhill unterrichtet. Sie grinsten beide, und Ted sagte langsam:

„Das bezweifle ich sehr, daß Sie in Mortonhill soviel ausrichten. Es ist aber gar nicht nötig. Es wird Ihnen ja kein Haar gekrümmt.“

„Aber zum Teufel“, rief nun Myrna, „was soll ich dann hier. Dann laßt mich doch schon endlich mal gehen.“

„Nur langsam“, beschwichtigte der Dicke. „Morgen mittag sind Sie längst zu Hause. Sie sollen uns hier nur rasch einen Kuchen backen.“

„Was soll ich?“ fragte Myrna, und sie sah in diesem Augenblick nicht sehr geistreich aus.

„Einen Kuchen backen“, wiederholte der Dicke, und Ted begann etwas verlegen zu erklären: „Terry Could ist für sein Leben gern etwas Süßes. Seit Wochen bildet er sich einen Kuchen ein — einen Zopf, wissen Sie, so etwas mit Rosinen und Mandeln und weiß der Teufel, was alles. Wir bringen das nicht zusammen.“

„So“, sagte Myrna, „und sonst nichts“, denn sie hatte tatsächlich die Sprache verloren. War das Ernst oder machte man sich über sie lustig? Aber es schien den Männern mit ihrer lächerlichen Idee Ernst zu sein, denn Ted holte einen Sack Mehl heran. „Je mehr Sie sich beeilen“, sagte er eifrig, „desto rascher kommen Sie nach Mortonhill.“

Myrna rührte sich jedoch nicht. „Ich denke gar nicht daran, auch nur einen Finger hier zu rühren“, sagte sie ruhig. „Wie komme ich dazu, für einen Terry Could Köchin zu spielen. Abgesehen davon, kann ich das gar nicht.“

Sie hockte sich bequem auf ihren Stuhl zurecht, fest entschlossen, nichts in diesem Blockhaus hier anzurühren, und sie setzte ihren Willen auch durch. Ted versuchte es zwar, sie umzustimmen, indem er drohte, daß sie nicht eher aus dem Hause gelassen würde, bis ein Kuchen auf dem Tisch stünde. Aber nach geraumer Weile war er müde, und dann verzog er sich zusammen mit dem Dicken, nachdem er nochmals alle Türen und Fenster

geprüft hatte, ebenfalls in den Nebenraum zu Terry Could.

Da saß Myrna dann auf einem unbequemen Stuhl in einem Haus, in das sie nicht hineingehörte, und ärgerte sich. Die ganze Nacht rührte sie sich nicht vom Platz. Sie versuchte zu schlafen, was ihr aber nicht gelang.

Am nächsten Morgen gab ihr Terry Could gleichgültig ihren Revolver wieder zurück und öffnete ihr die Tür. „Das dachte ich mir doch gleich, als ich Sie sah, daß Sie nicht kochen können“, sagte er mit einer frechen Freundlichkeit. „Aber nichts für un- gut. Leben Sie wohl und grüßen Sie Sheriff Bent von mir.“

4.

Der Mord an Blue war eine böse, häßliche und sehr schlimme Angelegenheit. Für die Witwe Book jedoch war er eine Sensation. Und sie lebte nur von Sensationen. Nachdem ihr kleiner Sohn Joe neben Roy Ferguson der erste war, der den Toten in seiner Hütte gefunden hatte, fühlte sie sich als Hauptperson in diesem ganzen Drama. War nicht sie diejenige gewesen, die zuletzt noch mit Blue gesprochen hatte an jenem Freitag, als Blue seine Bestellung bei ihr aufgegeben hatte? Sie sprach von nichts anderem mehr als von Blue oder von Dingen, die mit Blue zusammenhingen.

Die Witwe Book war die Zeitung von Mortonhill. Sie besaß den größten Laden im Ort, den kleinen Jungen Joe und ein altes Faktotum, die wunderliche Nan. Joe mußte auf das Vieh aufpassen, Nan besorgte den Haushalt und fuhr alle vier Wochen einmal mit dem Planwagen nach Tuscarora, um die Vorräte des Ladens zu ergänzen, und sie, die Witwe Book selbst, stand von früh bis spät zwischen ihren Waren, gleichgültig ob das ein Montag war oder ein Sonntag. Sie wußte alles, was in Mortonhill vor sich ging, und sie erzählte bereitwillig jedem davon, der es hören wollte.

Sie war eine sehr tüchtige Geschäftsfrau, das mußte man ihr lassen. Sie hatte ihre Ware gut in Ordnung, und ihre Preise waren so, daß man wiederkam. Das heißt also, daß sie nicht teurer war als die Konkurrenz. Dafür gab sie aber immer noch irgendeine Neuigkeit dazu.

Mortonhill besaß keine Zeitung. Es lag zu abseits und einsam zwischen seinen Wäldern. So fernab lag es vom großen Verkehr, daß die Einwohner gar kein Interesse mehr an den Vorgängen der Welt draußen hatten. Die kleinen Ereignisse in Mortonhill waren dafür umso wichtiger. Und hierfür war die Witwe Book geradezu unentbehrlich.

(Fortsetzung folgt)

Die katholische Presse in Indien gewinnt beständig an Umfang und Ansehen. Katholische Zeitschriften erscheinen in 18 Sprachen: in englischer, portugiesischer und in 16 andern Sprachen. 51 Blätter werden in den verschiedenen Sprachen des Landes und 49 in englischer Sprache herausgegeben.

Die weltberühmte St. Benedict Wund-Salbe

Erprobtes Heilmittel gegen alle Arten von alten und frischen Wunden, Geschwüren, Gewachsen, Bisswunden, Karbunkeln usw. Bitte Geld nur durch Post Money Order zu schicken. — Keine Stamps. — 60 Cents die Schachtel, bel: J. L. STAAB, 17209 Valleyview Avenue, Cleveland, Ohio.